

»Manchmal ist es einfach viel zu viel«

Viele Familien mit psychisch erkrankten Angehörigen sind in Zeiten von Corona stark gefordert – nicht immer werden sie ausreichend unterstützt, auch wenn mancherorts kreative Lösungen möglich sind. **Von Kerstin Trostmann**

► Familien mit einem psychisch erkrankten Angehörigen sind in Zeiten von COVID-19 extrem gefordert: Sie sind eingesprungen, als die oft mühsam organisierten Hilfen plötzlich weggefallen sind, als das gewohnte Betreuungssetting zusammenbrach, Einrichtungen der Tages- und Nachtpflege schlossen, osteuropäische Betreuungskräfte das Land verließen, ambulante Pflegedienste ihre Arbeit reduzierten oder ganz einstellten und ihre psychisch erkrankten Angehörigen frühzeitig aus der Reha entlassen wurden.

In Krisenzeiten zeigen sich die Stärken und die Schwächen jedes Einzelnen und unserer Gesellschaft besonders deutlich. Das gilt auch für die Corona-Pandemie. Das persönliche Interesse und das Gemeinwohl treten in einen stärkeren Gegensatz als gewöhnlich, besonders dort, wo folgenschwere und ethisch zutiefst heikle Entscheidungen getroffen werden müssen. Zum Beispiel, wenn es um die Frage geht, wer das letzte Beatmungsgerät, das letzte freie Bett bekommt – und wer stattdessen nach Hause geschickt wird.

Angehörige haben viel aufgefangen

Wenn man viele Menschen retten will, müssen einige auf der Strecke bleiben. Wo gehobelt wird, fallen eben Späne. Nun ja, vermutlich wird es allen, die nicht zu der Gruppe der Alten und Kranken und auch nicht zu ihren Angehörigen zählen, weniger schwerfallen, dem zuzustimmen, als den Betroffenen und ihren Familien. Gerade letztere haben in den vergangenen Monaten viel aufgefangen.

Wie zum Beispiel Petra K., die sich seit vielen Jahren um ihre jetzt 18-jährige Tochter Nina kümmert und sorgt. Nina ist seit dem Tod ihres Vaters psychisch krank und leidet an Magersucht. Seit Dezember befindet sie sich in einer Spezialklinik, danach soll sie in Reha gehen. Ihre Mutter beginnt, aufzuatmen. Doch dann kommt Corona. Petra K. erhält einen Anruf von ihrer aufgelösten Tochter: Sie werde vorzeitig aus der Klinik entlassen, da ihre Vitalzeichen stabil seien und sie sich nicht in akuter Lebensgefahr befände. Von Klinikseite heißt es, man sei aufgrund der aktuellen Situa-

tion angehalten, Betten freizumachen und alle Patienten, deren Zustand nicht lebensbedrohlich sei, zu entlassen.

Petra K. ist entsetzt. Sie fürchtet, dass sich der ohnehin labile Zustand ihrer Tochter ohne eine verbindliche Weiterversorgung innerhalb kürzester Zeit dramatisch verschlechtern könnte. »Das überlebt sie vielleicht nicht«, sagt sie und will das nicht hinnehmen. Sie telefoniert mit der Klinikleitung und versucht auf allen Wegen, einen Platz für ihre Tochter zu erstreiten. Außerdem möchte sie, dass die Öffentlichkeit und auch die Politik erfahren, welche Folgen es haben kann, wenn Maßnahmen wie Aufnahmestopps in Kliniken und Rehaeinrichtungen beschlossen werden. »Ich möchte nicht, dass meine Tochter aufgrund ihrer psychischen Erkrankung medizinisch und therapeutisch schlechter versorgt wird als die an Corona erkrankten Menschen. Auch sie ist durch ihre Erkrankung in der Situation, dass sie ohne Hilfe sterben könnte!«

Petra K. und ihre Tochter sind kein Einzelfall. Wer in Zeiten von Corona einen Platz in einer psychiatrischen Klinik braucht, muss Glück haben. »Psychiatrien sind Teil der länderspezifischen Pandemie-Umsetzungskonzepte«, erklärt ein Sprecher des Dachverbands der deutschen Krankenhausträger. Die Krisenlage erfordere, »nach medizinischer Beurteilung im Einzelfall voll- und teilstationäre Patienten zunächst nicht aufzunehmen oder früher zu entlassen, um Kapazitäten freizumachen«, sagt er weiter. Zusätzlich gebe es nicht nur Zusammenlegungen von Stationen in Psychiatrien, sondern es würden auch ganze Häuser freigeräumt, um für den Fall eines Ansturms von COVID-19-Erkrankten gerüstet zu sein. Es stellt sich die Frage, wie sinnvoll und moralisch vertretbar es ist, hilfessuchende Menschen abzuweisen, um in einer nicht kalkulierbaren Zukunft gegebenenfalls anderen Kranken helfen zu können.

Die akuten Probleme lasten somit auf den Familien. Und die stoßen trotz aller Mühen an ihre Grenzen – und das nicht nur in den viel zitierten sozialen Brennpunkten. Benjamin S. ist neun Jahre alt. Er lebt mit seiner Mutter Ria und seinen beiden älteren Brüdern in einer großen Wohnung in einem gutbürgerlichen Viertel mitten in Köln. Seit fünf Wochen hat er seine Freunde nicht mehr gesehen. Seit fünf Wochen spricht er fast ausschließlich mit seiner Mutter. Un-

ternimmt Ausflüge mit seiner Mutter. Bastelt, lernt, malt mit seiner Mutter. Ria S. kämpft täglich mit den Folgen einer schweren Depression. Beide geben ihr Bestes.

Schlimmer als üblich ...

»Heute vor einem Jahr war ich in der Psychiatrie«, erzählt Ria. »Das kommt mir jetzt total verrückt vor. Aber das war ich da auch. Eine schwere Depression, der komplette Zusammenbruch nach 17 Jahren Ehe. Damals habe ich mich nicht mehr um meine drei Söhne kümmern können. Ich konnte mich kaum mehr um mich selbst kümmern. Ein Gefühl, das ich nur schwer beschreiben kann, das mir aber noch immer in den Knochen steckt. Ich habe mich zurückgekämpft und ich komme zurecht – auch mit diesen elenden Höhen und Tiefen. Dass das so ist, habe ich Menschen zu verdanken, die mich dabei unterstützen. Meinen Freundinnen, meiner Therapeutin, die auch jetzt per Telefon für mich da ist. Vor allem aber haben mir auch die Mitarbeiterinnen einer Stiftung Halt gegeben, die mich und meinen jüngsten Sohn seit meiner Entlassung aus der Klinik begleitet. Aber Corona hat dem ein Ende gesetzt. Die Mitarbeiterinnen der Stiftung haben sich per Mail bis auf Weiteres verabschiedet. Sie wünschen alles Gute und bieten an, sich bei Fragen, Sorgen und Wünschen wie üblich an sie zu wenden. Aber es ist eben nicht wie üblich! Es ist schlimmer als üblich. Sich auf solch eine unbeschwertere Mail zu melden, ist fast nicht möglich, vor allem nicht, wenn man tatsächlich psychische Probleme hat. Psychisch vorerkrankte Menschen ohne privates unterstützendes Umfeld sind jetzt extrem gefährdet. Ich hoffe inständig, dass sie jemanden haben, der für sie da ist, so wie ich – zum Glück.«

... aber auch kreativer als sonst

Aber es geht auch anders. Peter und Sabine R. haben eine an Schizophrenie erkrankte Tochter. Nele lebt seit einigen Wochen in einer geschlossenen Abteilung. Die Eltern besuchen sie, so oft es geht. Doch seit Corona dürfen sie die Klinik nicht mehr betreten. Das Besuchsverbot hat auf den Gesundheitszustand der Tochter eine verhee-



Foto: altanaka / shutterstock.com

Auffangen und Haltgeben in Zeiten von Corona

rende Wirkung. Das entgeht auch der Klinikleitung nicht und sie macht den tief besorgten Eltern ein »Drive-in«-Angebot: Auf dem nahegelegenen Parkplatz kommt es zu einem von einem Pfleger begleiteten Treffen.

Solche und ähnliche Geschichten bekommen die Beraterinnen und Berater des SeeleFons seit einigen Wochen täglich zu hören. Die Anrufer erzählen von Angehörigen, die sich mit der Pflege ihrer Eltern überfordert fühlen, weil ambulante Hilfen fehlen, von Spannungen in den Familien, weil die gewohnten Kontakte wegfallen, die täglichen Halt gebenden Routinen fehlen. Von dem Gefühl, alleingelassen worden zu sein. »Als Beratende habe ich das Problem, dass ich bestimmte Unterstützungsangebote zurzeit gar nicht empfehlen kann, weil diese nicht aktiv sind. Dazu gehören auch die Tageseinrichtungen und Tageskliniken. Außerdem ist es schwierig für mich, zu wissen, inwieweit Ärzte zurzeit bereit sind, Hausbesuche bei depressiven Menschen zu machen. Auch Psychologen haben nach Aussage mancher Patienten ihren Dienst vorübergehend eingestellt. Warum auch immer!«, so eine Mitarbeiterin des SeeleFons.

Andere versuchen, zu helfen – obwohl die Anweisungen von höherer Stelle nicht so lauten. Antje Trapp ist Leiterin einer Kita. Viele ihrer Kinder wachsen in bildungsfernen Familien auf, leiden unter den Folgen posttraumatischer Erlebnisse oder anderer psychischer Störungen. Von der Möglichkeit, über das Jugendamt oder die Familienhilfe einen Antrag auf Betreuung zu stellen, hat in den ersten beiden Wochen keine dieser Familien Gebrauch gemacht. Sie spricht darüber mit ihrem Träger und bekommt folgende Antwort: »Werden Sie bitte nicht tätig – die Jugendämter sind informiert und kennen ihre Familien.« Aber Antje Trapp kennt die Familien, weiß um die häufig angespannte Situation und möchte dem Druck der Überforderung entgegenwirken. Sie ruft jede einzelne Familie an und fragt nach. Schlagartig erhöhte sich die Zahl von drei Notdienstkindern auf mittlerweile 14.

Der Kinder- und Jugendpsychologe der Universität Leipzig, Julian Schmitz, kennt das Problem und warnt: »Die Schließung von Schulen und Kitas entzieht den psychisch erkrankten Kindern die so wichtige Tagesstruktur und ihre sozialen Kontakte. Es besteht die Gefahr, dass sich dadurch die psychischen Störungen bei den Betroffenen verstärken.«

Jan T. ist 17 Jahre alt und leidet unter einer Sozialphobie. Die letzten Jahre waren für ihn und seine Eltern sehr anstrengend. Immer wieder gab es Zeiten, in denen er den Schulbesuch verweigerte und sich tagelang in seinem Zimmer einschloss. »Es war ein ewiges Auf und Ab«, erzählt sein Vater. »Nach Phasen der Hoffnung kam irgendwann eine neue Krise, und alles fing von vorne an.« Seit einem Jahr hat Jan einen Therapeuten gefunden, dem er vertraut. Mit seiner Hilfe hat Jan einen neuen Versuch an einer berufsbildenden Schule gewagt. »Wir stehen jeden Morgen mit angehaltenem Atem in der Küche und atmen erst auf, wenn sich Jan wirklich auf den Weg macht«, ergänzt seine Mutter. Aber das letzte Jahr lief wirklich erstaunlich gut, und wir haben angefangen, etwas aufzuatmen.« Doch dann kam Corona. »Obwohl Jan jede Woche mit seinem Therapeuten telefoniert, was ihm wirklich sehr hilft, ist er zutiefst frustriert und fällt in seine alten Gewohnheiten zurück. Erst wollte er nicht raus und jetzt darf er nicht. Er ist völlig am Ende. Und wir auch.«

Corona macht offenbar, dass manche Dinge in unserer Gesellschaft funktionieren – und andere nicht, oder nur so mittel. Es zeigt, dass es eine Krise neben der Krise gibt. Und daraus sollten wir lernen. Was können wir in Zukunft anders machen? Wie kann man Kliniken und Rehaeinrichtungen auf eine Pandemie vorbereiten, sie dabei geöffnet halten und die Kranken weiterversorgen? Was ist nötig, dass professionelle Betreuung und Unterstützung weiter gewährleistet werden können und dass nicht alles in die Familien geschoben wird? Und wie lässt sich verhindern, dass es nicht die Verletzlichen und Bedürftigen sind, die am Ende die größten Kosten einer Krise tragen? ◀

Kerstin Trostmann, Leitung der Geschäftsstelle des BApK.